

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 141 Bromberg, den 23. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

Urheberschutz für (Copyright by) A. F. Rohrbacher Verlag Berlin-Lichterfelde.

(21. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Ein galantes Fest.

Seit jenem Tage, an dem Graf Lewenborg von dem Friedensmahl in Nürnberg zurückkehrend, durch Gertrude Lossius erfahren, daß Barbara kurz nach seiner Abreise im Hause des Goldschmiedes vorgesprochen und nach ihm gefragt hatte, war er noch tiefer als zuvor der Überzeugung geworden, daß ihm von einem höheren Willen die Aufgabe gestellt sei, die große Schuld seines Lebens an diesem Kinde wieder gutzumachen.

Er hatte sich damals das Gehirn zermartert, wie er Barbaras Spur finden könne. Aber es waren ja schon so viele Wochen vergangen, und Barbara hatte, wie Gertrude versicherte, damals nichts über ihr weiteres Reiseziel geäußert. Er wußte ja nicht einmal, nach welchem Lande sich das Mädchen gewandt hatte. Und so hatte er sich gesagt, daß es nur die eine Möglichkeit gäbe, Barbara wiederzusehen: darauf zu warten, daß sie später nochmals den Versuch machen würde, ihn in Erfurt anzutreffen.

Jeden Tag beschloß er seitdem in sein Gebet die Bitte, daß ihm Gott doch diese einzige Möglichkeit nicht versagen möge, einen Teil seiner Schuld abzutragen an dem Wesen, das eines gleichen Verbrechers Opfer geworden, wie er einer war.

Aber des Grafen langes, langes Warten auf Barbaras Wiedersehen war vergebens gewesen. —

Da war eines Tages der Befehl gekommen, daß er binnen kurzem mit seiner Truppe Erfurt zu räumen und nach Schweden zurückzukehren habe.

Kurzerhand schrieb er ein Gesuch an Ihre Majestät, die Königin Christine von Schweden, in dem er um seine vorläufige Entlassung aus dem Heeresdienste bat. Sie wurde ihm bewilligt und er blieb in der Stadt und im Hause des Goldschmiedes wohnen, denn er wollte seine Hoffnung nicht aufgeben. Wenn Barbara — vielleicht von neuem in Not und Bedrängnis geraten — ein zweites Mal sich seiner erinnern und ihn in Erfurt suchen oder sich dort nach seinem Aufenthalt erkundigen würde, dann wollte und mußte er zur Stelle sein. —

Und nun, da diese unbestimmte Hoffnung fast zu einem Nichts zusammengeschmolzen war, da hatte er plötzlich diese überraschende Nachricht auf diese unverhoffte und sonderbare Weise, — durch den Mund dieses Krämers erhalten.

Wenn dieser Krämer ihn aus irgendeinem Grunde angelogen hatte! Oder wenn Barbara bis zu seiner Ankunft auch diesen Ort wieder verlassen haben würde! — Und wenn sie noch da wäre: was trieb sie dort? Hatte die Not sie vielleicht gezwungen, einen niederen Dienst anzunehmen? Oder war sie in die Hände irgendeines Bauern oder Knechtes gefallen?

Er überlegte, wie er es am geschicktesten anstellen sollte, sie in Hellstedt ausfindig zu machen. Er würde nicht nach ihr fragen, sondern unauffällig nach ihr Umschau halten! Wer weiß, ob man sie nicht sonst vor ihm verbergen würde! Überhaupt konnte er nicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Vor allem wollte er das verräterische Armband gut unter dem Ärmel verbergen. Überdies mußte sein Besuch in Hellstedt ganz unbeabsichtigt scheinen, — am besten durch einen Unfall begründet werden. Und seinen Namen wollte er auch zunächst verschweigen, damit nicht irgendeines Menschen Bosheit oder Eifersucht alles verdürbe!

Seine Spannung und Ungeduld ließ ihm die Fahrt fast endlos erscheinen.

Am fünften Abend nach der Abfahrt von Erfurt — an demselben Abend, an dem im Hause Lossius die Verlobung Gertrudes gefeiert wurde — traf Graf Lewenborg in dem zur Besitzung des Reichsfreiherrn gehörigen Dorfe ein.

Er fuhr vor dem einzigen Gasthof vor und sagte dem Wirt: er sei der schwedische Major Graf Boström und in Dienstgeschäften auf dem Wege nach Süddeutschland. Da eines seiner Pferde durch einen ungeschickten Tritt etwas lahme, müsse er seine Reise für einige Tage unterbrechen und bäte um Unterkunft für diese Zeit.

Der Wirt meinte, daß er eigentlich auf so vornehme Gäste nicht eingerichtet sei, jedoch sein Bestes tun wolle, um dem Herrn den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

„Nur an diesem Abend“, fügte er hinzu, „kann ich die Bedienung von Euer Gnaden nicht persönlich übernehmen, da unser Herr soeben nach mir schickt. Es findet gerade wieder eines der großen Feste statt, die seine Reichsfreiherrliche Gnaden des öfteren auf seinem Schlosse gibt, und man wünscht dann meist meine Hilfe in Küche und Keller.“

Während dieser kurzen Unterhaltung stand der Lakai, der gekommen war, um den Wirt zu holen, nur wenige Schritte von den beiden entfernt, in der Gaststube. In Eile zeigte der Wirt seinem Gast das für ihn bestimmte Zimmer. Dann eilte er mit dem Bedienten des Reichsfreiherrn davon.

Graf Lewenborg trat an das kleine Fenster des einfachen Stübchens und stieß es auf, um die stickige Luft des Raumes abziehen zu lassen. Er lehnte sich hinaus und atmete in tiefen Zügen den würzigen Blumenduft, der durch die warme Augustnacht von dem Schloßpark herüberwehte.

Da flammte ein buntes Licht zwischen den Bäumen auf, dann ein zweites — und immer mehr, bis nach kurzer Zeit der ganze Park mit roten und grünen Lampen durchleuchtet war. Nun setzte da drüben eine zarte Streichmusik ein, helles Frauenlachen erklang, und endlich trug der laue Wind ein immer lebhafter werdendes Stimmengewirr zu dem Lauschenden herüber: Es war offenbar, daß sich die Gäste nach beendetem Mahl nun zu weiteren Lustbarkeiten in den Park begeben hatten.

Graf Lewenborg trat endlich vom Fenster zurück und begann sich ein wenig einzurichten, das Nötigste auszupacken und sich vom Reisestaub zu reinigen. — Dann überlegte er, ob er noch am gleichen Abend seine Nachforschungen auf-

nehmen solle. Es schien ihm wegen der Dunkelheit wenig aussichtsreich; und, kaum von schwerer Krankheit genesen, fühlte er sich auch durch die fünftägige Wagenfahrt zum Umsinken müde. Dann aber überlegte er, daß er sich gerade wegen der Dunkelheit am unauffälligsten würde bewegen können, und daß anläßlich des Festes sicher alle Bewohner des Schlosses und des Dorfes zu dieser Stunde noch auf den Beinen sein würden. Vielleicht war dies die günstigste Gelegenheit, Barbara — falls sie hier weilte — zu entdecken.

So schlug er seinen dunklen Reitermantel um die Schultern, drückte seinen großen Filzhut tief in die Stirn und verließ das Zimmer.

Auf der Schwelle des Gasthofes prallte er fast mit einem Menschen zusammen, der — anscheinend in großer Eile — das Gasthaus betreten wollte. Graf Lewenborg wich einen Schritt zurück in den Hausflur. Der Eilige, ein älterer und besonders reich uniformierter Lakai, musterte ihn schnell, verbeugte sich dann sehr ergeben und fragte:

„Habe ich vielleicht die große Ehre, vor dem königlich-schwedischen Major, dem hoch- und edelgeborenen Herrn Grafen Boström zu stehen?"

„Der bin ich", erwiderte Graf Lewenborg erstaunt und schämte sich dabei seiner harmlosen List, sich einen anderen Namen zugelegt zu haben, obgleich dieser Name nicht einmal falsch war, — denn er leitete ihn von einer seiner Besitzungen her.

„Dann bin ich beauftragt, Euer Gnaden diesen Brief meines Herrn, des Reichsfreiherrn von Hellstedt, zu übergeben und auf eine geneigte Antwort zu warten."

Mit hastigen Fingern öffnete Graf Lewenborg den Brief. In eilig hingeworfenen Zeilen schrieb ihm Heinz von Hellstedt, daß er soeben — beim Aufheben der Tafel — durch einen seiner Lakaien von der unfreiwilligen Anwesenheit des Herrn Grafen in dem zu seiner Besitzung gehörigen Dorfe erfahren habe. Er bäte den Herrn Grafen dringend, ihm die Ehre und Freude zu bereiten, an dem zweiten Teil des Festes teilzunehmen; und er glaube sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß der Graf auf diesem Feste sicher mehr Kurzweil finden werde, als in dem elenden Dorfkrug.

Noch einen Augenblick zögerte Graf Lewenborg, dann sagte er:

„Meldet Eurem Herrn, daß ich gern und mit Dank der liebenswürdigen Einladung folgen werde."

„Für diesen Fall bin ich beauftragt", — erklärte der Lakai — „Euer Gnaden zum Park zu geleiten."

„Gut, so wartet ein wenig, damit ich mich umkleiden kann", sagte der Graf und begab sich von neuem in sein Zimmer. —

Eine halbe Stunde später betrat Graf Lewenborg den Schloßpark. Auf dem Wege durch die am Rande des Parkes lauschende Menge der Dorfbewohner waren seine Augen suchend nach allen Seiten gegangen. Aber er hatte keine Gestalt entdecken können, die mit der armen kleinen Gauklerin von damals Ähnlichkeit gehabt hätte.

Nun näherte er sich der Festgesellschaft. Es waren an die zweihundert Herren und Damen. In langen Reihen saßen sie, in bequeme Sessel gelehnt, auf einem großen Rasenplatz und lauschten dem Schauspiel, das auf einer Naturbühne von einer Komödiantentruppe dargestellt wurde. Nur ab und zu unterbrach übermütiges Kichern oder eine halblaut hingeworfene Bemerkung die Stille der Zuhörerschaft.

Der Lakai war vorausgeeilt, um seinem Herrn die Ankunft des Grafen zu melden. Der Reichsfreiherr hatte sich sogleich leise und unauffällig erhoben und kam nun seinem Gast entgegen, um ihn zu begrüßen und zu einem Platz in der ersten Reihe zu geleiten, wo der Graf durch wenige geflüsterte Worte mit seinen beiden Nachbarinnen bekannt gemacht wurde. Weitere Unterhaltung verbot der Fortgang des Bühnenspiels.

Es war eine französische Schauspielertruppe, die hier ein süßlich-lüsternes Schäferspiel aufführte.

Das Stück endet damit, daß eine junge Schäferin, die von einer hübschen, fast kinderhaften Schauspielerin dargestellt wurde, endlich den Verführungskünsten ihres Anbeters unterlag.

Graf Lewenborg hatte, so oft es anging, den Kopf gewendet und verstohlen um sich gespäht, ob nicht Barbara etwa in dieser Gesellschaft weile.

Als das Stück zu Ende war, erklangen Fanfaren, und die Gesellschaft begab sich unter Führung des Gastgebers nach einem anderen, in Dunkelheit getauchten Teil des Parkes. Der Graf hatte hierbei Gelegenheit, die ganze Gesellschaft an sich vorüberziehen zu lassen.

Klopfenden Herzens stand er da und musterte jede der eleganten Damen. Als die letzte in seiner Nähe vorbeikam, atmete er erleichtert auf: Barbara war nicht unter ihnen gewesen.

Er schloß sich dem langen Zuge an, hielt sich aber in einiger Entfernung.

Da sprang etwas vor ihm auf. Er blickte hin und sah einen großen schwarzen Kater. Der Herzschlag setzte ihm für einen Augenblick aus.

Jetzt trabte das Tier vor ihm den Weg entlang.

„Amazeroth!" rief Graf Lewenborg halblaut.

Da blieb der Kater stehen, wendete sich um, blickte ihn aus seinen grünen Augen eine Sekunde lang an und verschwand dann mit ein paar mächtigen Sätzen im Gebüsch.

Eine ganze Weile stand Graf Lewenborg wie versteinert: Das Tier hatte zweifellos auf den Namen gehört! Es war Barbaras Kater! Sie war also hier! — Mußte in der Nähe sein!

Planlos irrte Graf Lewenborg kreuz und quer durch den Park, aber nirgends konnte er eine Spur von Barbara entdecken.

Endlich ging er zu der Festgesellschaft zurück. Sie hatte in langer Reihe am Saume einer Waldwiese Aufstellung genommen, auf der sich ein neues Schauspiel vor ihren Blicken entrollte.

Während es am Rande der Wiese so dunkel war, daß man die Gesichter der Zuschauer kaum erkennen konnte, war die Wiese selbst in eine künstliche, magisch-grünliche Beleuchtung getaucht; und über die breite Fläche tanzte ein märchenhafter Zug, der gar kein Ende zu nehmen schien. Die Gruppen dieses Zuges lösten sich aus dem dunklen Dickicht und tauchten auf der anderen Seite wieder eben so geheimnisvoll im Dickicht unter. Da erklang von irgend woher eine sphärenhafte Musik.

Gerade als der Graf den Rand der Waldwiese erreicht hatte, steigerte sich die Musik zu lauteren Klängen. Pauken und schrille Flöten setzten ein, und unter Lachen und Kreischen brach eine Schar trunkener Bacchanten und Bacchantinnen aus dem Dickicht hervor. In ihrer Mitte thronte auf einem Wagen, dickbäuchig, langbärtig und mit Weinlaub bekränzt, Gott Bacchus selbst. Taumelnd und in wild verschlungenen Reihen tanzte die Schar vorüber.

Die Musik nahm wieder einen zarteren Ausdruck an. Eine Gruppe leichtfüßiger Nymphen huschte hervor. Sie sahen sich ängstlich um, als ob sie nach Verstecken suchten. Doch war es zu spät, ihre Verfolger, bockfüßige, meckernde Satyrn, waren ihnen schon auf den Fersen, umzingelten sie und griffen mit täppischen Bewegungen nach den schlanken Körpern. Ein übermütiges Spiel begann. Bald ließen sich die zierlichen Halbgöttinnen fangen, bald entwanden sie sich wieder mit behenden Drehungen ihren haarigen Häschern. Aber endlich wurden sie doch besiegt, und mit der süßen Beute in den Armen oder auf den Schultern eilten die Satyrn davon.

Den Schluß des zauberhaften Zuges bildete ein besonderes liebliches Bild: Junge Jägerinnen, nur mit leichten und durch goldene Gürtel kurz geschürzten grünen Schleiern bekleidet, den Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, den Bogen in der Hand, führten zwanzig zahme Rehe an goldenen Zügeln. Die Tiere waren paarweise aneinandergeschirrt und schienen einen Wagen zu ziehen, der aber noch nicht sichtbar war.

Da ging ein Aufatmen des Entzückens durch die Reihe der Zuschauer. Der goldene Wagen rollte aus dem Dickicht hervor, und hoch aufgerichtet stand darin die Götiin des Waldes und der Jagd: Diana.

Es war ein Bild von überirdischer Schönheit. Das herrliche Wesen trug die gleiche Tracht wie ihre Jägerinnen, aber ihre leuchtenden Glieder, ihr schlanker und doch weicher Körper, ihre dunkel strahlenden, großen Augen, das Schillern ihrer kupferfarbenen Locken ließ alle Lieblichkeit ihrer Begleiterinnen verblassen.

Graf Lewenborg griff mit der Hand nach seinem Herzen und fühlte seine Glieder kalt werden: War er von neuem in Fieberträume verfallen? Oder war dieses überirdisch schöne Wesen wirklich die kleine, zerlumpte Gauklerin von damals — das arme, hilflose, magere und elende Kind?

Da hörte er, wie einer der Zuschauer, der wohl auch das erstemal als Gast auf Schloß Hellstedt weilte, zu seinem Nachbar sagte:

„Himmel und Hölle! Wer ist das? Ist das ein Mensch oder wirklich die Göttin in Person?"

„Das ist sie ja!" — erwiderte der Gefragte — „Heinz von Hellstedts schöne Geliebte, von der ich Euch vorhin gesprochen. — Nun, habe ich zuviel gesagt?"

Graf Lewenborg war es zumute, als habe man ihn mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, und es wurde ihm schwarz vor den Augen, so daß er sich gegen einen der Baumstämme lehnen mußte.

Als er wieder zur Besinnung kam, war der Zug vorüber, die magische Beleuchtung erloschen, und die letzten Zuschauer schlenderten, lebhaft plaudernd, den Lichtern des Schlosses entgegen.

Taumelnden Schrittes ging Graf Lewenborg zum Ausgang des Parkes und durch die Dorfstraße zu seinem Gasthof zurück. In seinem Zimmer angekommen, packte er mit zitternder Hand sein Gepäck wieder zusammen. Dann suchte er seinen Kutscher; und als er ihn endlich gefunden, befahl er ihm, sofort anzuspannen. Der Frau des Wirtes reichte er ein Geldstück und hörte überhaupt nicht, daß sie sich erstaunt und besorgt nach dem Grunde so plötzlicher Abreise erkundigte.

„Wohin, Euer Gnaden?" fragte der Kutscher, als der Graf soeben wortlos den Wagen besteigen wollte.

„Wohin? Gleichgültig! Soweit du heute noch kommst! Meinetwegen zurück nach Erfurt!"

Er stieg ein, warf sich aufstöhnend in das Polster, und im gestreckten Trab ging es davon — in die stille Sommernacht hinaus.

Liebe Hände.

Von **Gerhard Wilhelm**-Oberhausen.

Wenn ich, vom wilden Spiel erhitzt, vor meiner Mutter stand, dann strichen mir ihre Hände das Haar aus der Stirn. Ich fühle es heute wieder, lebhaft wie damals, wiewohl es viele Jahre her ist. Es waren schwere Hände, von dem unermüdlichen Tagewerk wohl fünfzig arbeitsreicher Jahre gegerbt und voller Schwielen. Und doch strichen sie mit so unendlicher Zärtlichkeit über meine Stirn, über mein Haar, daß es mich süß durchschauerte. Manchmal verharrten sie auf meinem Scheitel, einen kleinen, glückvollen Augenblick lang; dann mußte ich ihre Augen suchen, und die lächelten ganz tief in mich hinein.

Wenn wir bei einander saßen und die Erbsen entschoteten oder Pflaumen zum Einwecken entkernten, mußte ich immer auf diese schweren und doch so geschickten, flinken Hände sehen. Tausend Runzeln und Fältchen hatten sich da hinein gegraben, die Adern traten stark hervor und schimmerten blau. So ausgearbeitet und verhärmt wie die Hände der Dürermutter waren sie, aber breiter, gütiger, spendender.

Manchmal, wenn meine Mutter abends überm Strickzeug einnickte, lagen die Hände halb geöffnet in ihrem Schoß. Das war so sonderbar. Sie sahen ganz anders aus als sonst, wenn sie sich regten und mühten. Sie schienen plötzlich welk und müde. Dann wurde mir bange, und ich küßte die Hände, bis meine Mutter erwachte und weiter zu stricken begann.

Später, als ich schon fast erwachsen war, legte sie mir noch manchmal die Hand auf den Scheitel; aber sie streichelte nicht mehr mit jener unendlichen Zärtlichkeit, sondern strich mir hart durchs Haar und krampfte sich darin fest. Und ihre Augen lächelten nicht mehr. Der Schatten des Todes hatte sie damals schon gestreift.

Das ist heute nun viele Jahre her, da ich zum letzten Male, scheu nur und voll Fremdheit, diese Hände streichelte. Aber in meinen Träumen sehe ich sie noch oft. Es sind schwere, breite, schwielige Hände, Hände voll spendender Güte.

Romantisches Verona.

Von **Heinrich B. Kranz**-Wien.

Romeo und Julia, die idealen Vorbilder aller Liebenden, haben nach den neuesten Feststellungen der Behörden von Verona niemals gelebt.

Der Zug donnert über die grünen Wasser der Etsch. Die Ebene ist sattgrün. Ferne stehen Hügelketten. Silbrig schaukeln Wölkchen über dem roten Häusermeer, das immer näher rückt. Aber der Zug, als hätte er Bedenken, in die Unberührtheit der versteinerten Jahrhunderte einzudringen, bleibt auf freiem Felde stehen. Erst nach einigen Minuten setzt er sich wieder in Bewegung, zieht aber jetzt einen großen Bogen, als wollte er dem Lockruf der Stadt entfliehen. Nun schiebt er sich doch näher. Ein hoher, spitzer Turm taucht über den Dächern auf. Dann rattert der Zug in den Bahnhof: Verona.

Die Stadt bleibt unberührt. Kein entweihender Lokomotivenschrei stört ihre träumende Stille.

Das Gedächtnis ist wie ein verschütteter Brunnen. Man spaziert über seine Oberfläche hinweg, ahnungslos, dem Stern zu, der aus dem Dunkel ruft. Aber dann wird die Kehle trocken, und man spürt Durst. Hier war doch irgend einmal, irgendwo ein Brunnen. Verschüttet? Fieberhaftes Suchen beginnt. Man will sich entsinnen, und es gelingt auch.

Verona — die Stadt Theoderichs, des Ostgotenkönigs. Die Germanen nannten sie Bern, den Recken Dietrich von Bern. Verona — wo Paolo Cagliari Veronese seine ersten Altarbilder schuf, weichtöniger als die seiner Zeitgenossen in Venedig, unerreicht in ihrem silbrigen Glanz. Verona — wo Dante und Sanmicheli lebten, wo Romeo und Julia — so meldet Shakespeare — gestorben sind. Ist die Geschichte der beiden unsterblichen Liebenden wirklich nur eine Sage? . . . Genug! Schon ist der Entschluß gefaßt: ein Wink, der breitschultrige Facchino hält den Koffer in seinen Armen, ein Sprung; nun ist es entschieden. Fahre weiter, blonde Engländerin mit Brille und Baedecker, ich bleibe: Die unsterblichen Liebenden rufen.

Der Facchino sieht mich fragend an. Ich scheine es gar nicht eilig zu haben. Ich erzählte ihm freimütig, daß mich zwei Tote rufen. Seine schwarzen Augen leuchten auf. Er ist jung und versteht mich. Capito. Diese Stadt muß man sehen. Wann will der Herr weiter? Wohin? Nach Milano? Da hat der Herr einen ausgezeichneten Zug um acht Uhr. Benissimo. Der Koffer bleibt auf dem Bahnhof. Wie kommt man in die Stadt? Mit der Trambahn. Mille grazie. Drei Lire wandern in seine Hand. Ich werde den Herrn beim Abendzug erwarten. Nehmen Sie Linie Eins. Der Wagen fährt Sie zur Piazza delle Erbe. Grazie tarte. A rivederla.

Da stehe ich vor dem Bahnhof. Der weiße Wagen wartet schon. Das drüben sind die alten Stadtmauern, Festungsmauern, und hier ist der Stadtgraben. Dort drüben, rechts, sehen Sie unseren Fluß, die Adige; wir haben sieben Brücken, und jetzt baut Mussolini, der Duce, eine neue moderne Brücke. Schade! Aber das denke ich nur, ich will den freundlichen alten Schaffner, der ohne Aufforderung den Führer macht, nicht verletzen. Er würde mich auch gar nicht verstehen. Was sagt ihm, dem Veroneser, der ehrwürdige Schauder, der dem Fremdling selbst von den unscheinbaren Palazzi zu beiden Seiten der Straße entgegenweht?

Hinter Balkonfenstern mit grünen Läden tauchen neugierige, brennend dunkle Mädchenaugen auf. Weiße Haarbüschel müder Matronen blinken. Kinder spielen in toten Seitengäßchen. Dann die breite Piazza Vittore Emanuele. Ein prächtiges Reiterdenkmal. Palmen zittern im Sonnenglanz. Die Umrisse des riesenhaften Amphitheaters schneiden in den klarblauen Himmel. Paläste sind lichtübergossen. Männer sitzen hemdärmelig auf wackligen Sesseln hinter winzigen Blechtischchen und schlürfen schwarzen Kaffee.

Durch die Via Mazzini mit Lärm und Lachen, eine schmale lebenerfüllte Schlucht zwischen ragenden Steinquadern, zur Piazza delle Erbe. Hier ist der Mittelpunkt

der grotesken Hochzeit zweier Jahrtausende. Ringsum zehntes, elftes, zwölftes Jahrhundert. Autos knattern. Das Volk strömt aus allen Gäßchen. Markt der Genüsse. Üppig leuchten aus Körben Melonen, Pfirsiche von der Größe einer Kokosnuß, Trauben und Feigen. Frisches Gemüse wird vom Wasser eines antiken Springbrunnens überrieselt. Eine Gasse Vogelkäfige. Papageien. Singvögel zwitschern sich Gehör gegen den Redefluß einer dicken Bäuerin, die mit ihrer jungen Nachbarin in Streit geraten ist.

Eccola. Der Schaffner weist mit einer großartigen Handbewegung auf das Gewühl. Dann rollt der Wagen weiter. Ich bin allein.

Hier schritten also die Capuletti und Montecchi mit lauernden Degen dahin. Hier spazierte wartend der Grübler Dante. In den schattigen Bogengängen des Palazzo della Ragione marschierten noch vor 65 Jahren österreichische Soldaten — die Stadt war bis 1866 im Besitz der Habsburger. Wie hat sich die Welt seitdem verändert! Aus dem kleinen Laden, dessen Schaufenster mit Kameras, Filmpacks, Glühbirnen und Radioapparaten vollgestopft sind, tönt schaurig aus Lautsprechermund eine Tenorstimme. Und beinahe wäre ich unter die Räder eines grünlackierten Tourenwagens geraten, den eine Miß Newyork oder Chikago steuert.

Eine wundervolle stille Viertelstunde vor dem Grabmal der Scalinger. Unter dem ergreifend starren Säulenbaldachin schlafen Fürsten, wappenüberschüttet. Ein einsamer Reiter wacht über ihre Ruhe. Flüsternd tänzeln zwei junge Mädchen vorbei. Aber sie klatschen über den neuesten Film und das Gastspiel des Mailänder Humoristen im Teatro Filarmonico.

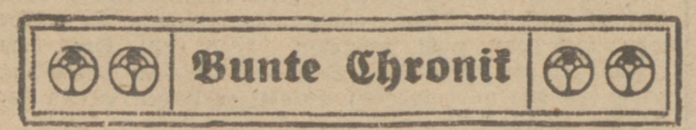
Marmorsäulen. Bogengänge. Palazzi, deren Höfe mit Fliesen den Schritt kühlen. Antike Ruinenbögen. Romanische Fassaden, gotische Fenster und Pfeiler. Renaissancepaläste und Barockportale. Kirchen. Säulen, von roten Marmorlöwen getragen. Ein brennender Tizian im altromanischen Zwergdom. Das Castel Vecchio, drohend, mit einer unter dem Schritt dumpftönenden Zugbrücke. Ein schwarzer Carabiniere wandelt, wo früher buntröckige Hellebardenträger auf- und abschritten.

Ein ragender Palazzo: Casa di Giuletta. Hier haben also, der Sage nach, die Capuletti gelebt; hier glaubt man bis vor kurzem Julias Todeshaus zu sehen. Wie schade, daß wir um eine Illusion ärmer geworden sind! Aber die Sage lebt weiter, und vielleicht haben sich die klugen Gelehrten Veronas doch geirrt. Der stille Garten in der Via Cappucini wird jetzt kaum mehr das Ziel der vielen Amerikaner sein, die hier entzückt ihre Visitenkarte niederzulegen pflegten. Wie schön war es eigentlich früher, als sich noch so manche Träne in das Auge eines unglücklichen Mädchens stahl, das im Garten der unsterblichen Liebenden an die Worte Shakespeares dachte:

> Solang Verona seinen Namen trägt,
> Kommt nie ein Bild an Wert dem Bilde nah
> Der treuen, liebevollen Julia,

und:

> Denn niemals gab es ein so herbes Los
> Als Juliens und ihres Romeos.



Ein medizinisches Kuriosum: Baby mit Vollbart.

In einer Pariser Klinik brachte eine junge Arbeiterfrau dieser Tage einen kleinen Knaben zur Welt, der als medizinisches Kuriosum ersten Ranges anzusprechen ist: Der Kleine hat, obwohl er sonst vollkommen normal gebaut ist, einen Vollbart, der ihm bis auf die Brust reicht. Auch sein Kopf ist mit einem dichten Haarwuchs bedeckt, während der übrige Körper völlig haarlos ist. Die Ärzte sind der Ansicht, daß es sich um eine ihrer Natur nach ungefährliche und vorübergehende Drüsenstörung bei dem Kinde handelt; mit ihrer Behebung würde auch der Vollbart verschwinden. Vorläufig ist das Baby aber schon ungezählte Male photographiert worden.

Der blonde Bandit.

Die männlichen Banditen machen in Amerika schon bald kein Aufsehen mehr. Fast jeder Tag bringt eine neue Räubergeschichte. Anders ist die Sache, wenn sich das schöne Geschlecht dem Gangstergewerbe zuwendet. Dies ist seit kurzem und mit Erfolg der Fall. Die Newyorker Polizei ist einem jungen, bildhübschen, blonden Mädchen auf der Spur, das als Anführerin einer kleinen Banditenschar Läden und zwar mit Vorliebe Drogerien und Parfümerien plündert, anscheinend, um auf diese preiswerte Weise ihren Bedarf an Kosmetikartikeln und den ihrer näheren Bekannten — denn die Einbrüche sind zahlreich — zu decken. Die blonde Schönheit besucht allein ihre Opfer, ihre Helfer warten vor der Tür. Meist kommt sie in den frühen Morgenstunden, wenn nur ein Angestellter im Laden ist. Neulich betrat sie eine elegante Parfümerie und traf den Besitzer in einem Nebenraum mit Rechnungen beschäftigt. Plötzlich hörte der erstaunte Mann eine bezaubernde Frauenstimme, die ihm liebenswürdig befahl, sich nicht umzudrehen. Er fühlte die kalte Mündung eines Revolvers im Nacken, während die kleine und geschickte Frauenhand seine Taschen durchwühlte und plünderte. Dann wurde er kunstgerecht gefesselt und in dem kleinen Raum eingeschlossen. Die junge Dame nahm im Laden noch einige Schönheitsmittel mit und suchte dann mit ihren vor der Tür wartenden Genossen das Weite. Der nächste Kunde, von erstickten Schreien alarmiert, befreite den unglücklichen Geschäftsmann.

Ein achtjähriger Falschmünzer.

In Wien wurden im Laufe der letzten Monate verschiedene Hundertschillingnoten angehalten, die außerordentlich gut gefälscht waren. Jetzt konnte auch die Person ihres Herstellers ermittelt werden: Die Noten sind von einem achtjährigen Volksschüler gefälscht worden. Der Junge, der zeichnerisch hervorragend begabt ist, hatte die Scheine durchgepaust und koloriert. Von dem Geld hat er Lebensmittel gekauft, die er anonym seinen in Niederösterreich lebenden Verwandten, die sich in großer Not befinden, gesandt hat. Der Junge konnte natürlich nicht bestraft werden; seine Eltern hatten von seinem Treiben keine Ahnung. Als der Fall bekannt wurde, hat sich ein Mäzen des jungen „Künstlers" angenommen und ihm einen Platz an einer höheren Schule gesichert.

Eine Wanzenfalle.

Man kennt die mittelalterlichen Berichte über die sogenannten „Flohfallen", die auf der Brust unter dem Wams getragen wurden und im wesentlichen aus Samtstückchen und Sirup bestanden. Heute ist der Floh so gut wie ausgestorben, irgend einer Seuche zum Opfer gefallen, wie die Zoologie festgestellt hat. Aber Ungezieferfallen gibt es immer noch, ja, kürzlich ist sogar eine solche patentiert worden. Sie besteht aus zwei zusammengeklebten Blättern Krepp-Papier, zwischen denen sich ein geeigneter Köder befindet. Das auf der Oberseite befindliche Blatt ist mit Löchern versehen, durch welche die Wanzen nach dem Köder gelangen. Wenn sich genügend Ungeziefer angesammelt hat, wird das Ganze verbrannt. Nicht gerade appetitlich, aber ohne Zweifel praktisch.

Sauerstoff als Gift.

Als vor einer Reihe von Jahren die Erde in den Schweif eines Kometen geraten sollte, entstand bei vielen Menschen die Befürchtung, daß eine Übersättigung unserer Atemluft mit Sauerstoff eintreten würde, wodurch Störungen der geistigen Gesundheit entstehen sollten. Es war das natürlich nur eine ganz unbegründete Annahme von Laien, und tatsächlich haben sich damals ja auch keinerlei üble Folgen aus dem Besuch des Kometen ergeben. Neuerdings konnten nun amerikanische Forscher feststellen, daß eine längere Einatmung einer Luft, die einen höheren Gehalt an Sauerstoff besitzt, giftig wirken dürfte. Sie fanden dieses Ergebnis bei der Untersuchung, ob erhöhte Sauerstoffzufuhr zu den Lungen den Sauerstoffumsatz, also auch die Lebenstätigkeit steigern würde. Diese Frage mußten sie an Hand ihrer Beobachtungen verneinen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg